

Der plötzliche Tod eines lieben Freundes macht **Ursula Strauss** nicht nur unendlich traurig, sondern hat sie noch nachdenklicher gemacht. Offen spricht sie über das, worüber die meisten Frauen nicht einfach so reden würden. Über Kinderlosigkeit zum Beispiel und darüber, wie es ist, darauf immer wieder angesprochen zu werden.

»Was für ein arges Gespräch!«

♦ VON JUDITH HECHT

Jenseits der 40 ist das Angebot an interessanten Rollen für Schauspielerinnen rar. Für den Part der Liebhaberin oder Verführerin kommen sie schon gar nicht mehr in Betracht. Das zeigt, wie Frauen ab einem bestimmten Alter in unserer Gesellschaft wahrgenommen werden, nicht?

Ursula Strauss: Natürlich. Ich glaube aber, dieses Bild ändert sich gerade, allerdings nur sehr langsam. Bis die Gesellschaft wirklich verstanden hat, dass es darum geht, den Menschen zu sehen und nicht sein Geschlecht, dass Frauen die gleichen Rechte wie Männer haben, und sich Frauen auch wirklich untereinander solidarisieren, dauert es noch. Man kann es sich gar nicht vorstellen, aber es ist nicht lang her, da durften Frauen kein eigenes Konto haben (Anm.: in Österreich bis 1957). Absurd!

Arbeiten ohne die Erlaubnis des Mannes dürfen Frauen überhaupt erst seit 1975.

Aber auch danach wurde uns eingetrichtert, dass wir nur etwas wert sind, wenn wir einen Mann haben, der uns heiratet und uns wirtschaftlich absichert. Und heute noch gibt es Frauen, die nur deshalb in gewalttätigen Beziehungen bleiben, weil sie von ihrem Partner finanziell abhängig sind und allein nicht überleben können, vor allem, wenn sie Kinder haben. Darum meine ich, bis sich all die Veränderungen positiv auswirken, braucht es viel Zeit.

Sie sprachen von Frauensolidarität. Männer, scheint es, sind uns da um einiges voraus.

Ja, das ist noch nicht in unserer DNA. Frauen tappen viel schneller in die Vergleichsfalle. Wir denken: „Sie ist schöner, sie kann dies und das besser als ich, sie hat, was ich nicht habe.“ Anstatt uns an unserer Vielfalt zu erfreuen und einander zu stärken. Männer können das, weil sie seit jeher klüngeln, einander pushen und die Welt regieren. Männerbünde gibt es seit Jahrtausenden. Uns ist nicht beigebracht worden, dass wir gemeinsam stärker sind und schön, so wie wir sind, und damit meine ich nicht die Oberfläche.

Soziale Medien zeigen, dass es mehr denn je ums Äußerliche geht. Posen ist angesagt. Daher frage ich mich, bringen wir denn heute unseren Töchtern und Söhnen bei, dass es um etwas anderes geht als nur um die Schale? Aus eigener Erfahrung kann ich dazu nichts sagen. Ich habe weder eine Tochter noch einen Sohn, weil ich leider keine Kinder kriegen konnte.

Sie sind sehr offen.

Früher habe ich ständig die Frage gestellt bekommen, warum ich noch keine Kinder habe. Und jedes Mal fand ich diese Frage gemein und übergriffig, und sie hat mir Schmerz verursacht. Heute bin ich darüber hinweg. Aber es hat Zeiten gegeben, da war das nicht so. Da wollte ich über dieses Thema nicht sprechen, schon gar nicht in der Öffentlichkeit.

Warum tun Sie es heute?

Weil es notwendig ist, weil ich frauensolidarisch bin und in einer Position, in der ich gehört werde. Darum sage ich: Es kann sein, dass man als Frau keine Kinder kriegen kann. Aber ich fühle mich deshalb um nichts weniger als Frau und ich bin trotzdem ein wertvolles Mitglied der Gesellschaft. Ich lasse mich nicht ständig nur auf die Mutterrolle reduzieren. Niemandem würde es einfallen, einen kinderlosen Mann in den 40ern zu fragen, warum er keine Kinder hat. Männer werden offenbar nicht nur in der Vaterrolle gesehen. Nur Frauen, die sind ab einem bestimmten Alter vor allem Mütter und Großmütter. Punkt, aus.



Für Ursula Strauss hat der Tod etwas Magisches. // Caio Kauffmann

STECKBRIEF

Ursula Strauss wurde 1974 in Melk in Niederösterreich geboren. Nach der Matura studierte sie Schauspiel am Wiener Volkstheater.

Ihren Durchbruch, mit dem sie Berühmtheit im deutschsprachigen Raum erlangte und internationale Aufmerksamkeit erregte, gelang ihr mit den Kinofilmen „Böse Zellen“ von Barbara Albert im Jahr 2003 und dem für den Oscar nominierten Film „Revanche“ von Götz Spielmann im Jahr 2008.

Nach Gastauftritten in diversen Fernsehserien und -filmen übernahm sie 2009 in der Krimiserie „Schnell ermittelt“ die Hauptrolle der Kommissarin Angelika Schnell.

Seit 2012 ist sie Programmleiterin des Festivals „Wachau in Echtzeit“.

Seit Herbst 2022 Mitglied der Deutschen Filmakademie.

Mit Ernst Molden erschienen die Alben „Wüdnis“ und „Oame Söö“. Mit ihm und mit dem Künstler Nino aus Wien tritt sie regelmäßig gemeinsam auf, etwa am 24. März 2024 in der Hamburger Elbphilharmonie.

Unabhängig von allen verpöpten Zuschreibungen und Erwartungshaltungen, wie kommen Sie mit dem Alterwerden zurecht?

Das Alterwerden hat so viele schöne Facetten. Mit jedem Jahr weiß ich genauer, was ich will und was mir gefällt. Ich kann mich besser abgrenzen und fühle mich, obwohl mein Körper nicht mehr so „perfekt“ wie mit 20 ist, viel wohler in meiner Haut, weil ich mir nicht mehr so einen Stress mache. Mein Körper ist das Haus, das ich bewohnen darf, und ich will gut darauf aufpassen, ohne es zu übertreiben. Älterwerden und sich dabei zu verändern ist ein natürlicher Prozess, den ich als befriedigend erlebe.

Schön, dass Sie das so empfinden, obwohl Sie in einer Branche arbeiten, in der so viel Augenmerk aufs Äußere gelegt wird.

Die Crux an meinem Beruf ist, dass wir uns dauernd sehen. Kein normaler Mensch sieht sich so oft wie wir. Die Kamera zeigt gnadenlos jede Falte, jeden Makel, einfach alles. In solchen Momenten erinnere ich mich daran, dass ich als Kind so gerne in Gesichtern alter Menschen geschaut habe. Sie haben mich so fasziniert, weil sie oft so eine Weichheit ausgestrahlt und so viele Geschichten erzählt haben. Vielleicht gibt es ja auch heute Kinder, die mein Gesicht anschauen und es toll finden.

Man könnte jetzt glauben, Sie wären 80.

Stimmt, schön langsam. (lacht) Ich werde bald 50. Das ist ja lächerlich. Aber Sie haben es vorhin schon gesagt, die sozialen Medien haben bewirkt, dass wir uns viel mehr mit der Oberfläche, vor allem der gutaussehenden, befassen und nicht damit, wie es in uns ausschaut, und auch nicht damit, dass wir alle irgendwann gehen müssen.

Zum Sterben sind wir alt genug. Immer.

Kürzlich starb ein Freund von mir. Das macht mich so traurig. „Wir schaffen es bald, wir schaffen es bald“, haben wir

uns am Telefon immer wieder gesagt. Aber beide hatten wir so viel zu tun, und jetzt ist er nicht mehr da. Ich werde ihn nie wieder sehen. Darum will ich die Dinge, die ich tun will, nicht mehr auf die lange Bank schieben. Denn die Zeit ist das, was uns davonrennt. Aber es ist nicht leicht. Neben meiner Arbeit verbringe ich so viel Zeit wie möglich mit meiner Mutter, mir ist es sehr wichtig, mit ihr zu sein.

Es erschreckt mich so, dass viele alte Menschen keinerlei körperliche Zuneigung mehr bekommen. Wenn der Partner oder die Partnerin gestorben ist und die Kinder ganz woanders leben, wer umarmt einen dann noch oder streichelt einem über den Rücken?

Oft niemand, und das ist ganz furchtbar. Ich nehme meine Mama ganz oft in die Arme und bussle sie ab. Ich kann ihr meinen Vater nicht ersetzen. Aber ich kann ihr Wärme geben, die jeder Mensch braucht. (Pause) Es ist hart, aber vieles versteht man erst, wenn man es selbst erfahren hat.

Woran denken Sie jetzt?

Etwa, was es bedeutet, mit den Gewohnheiten von älteren Menschen umzugehen. Sie zu pflegen und ihnen ein würdiges Umfeld zu schaffen, wenn sie selbst vieles nicht mehr tun können. Das ist nicht einfach.

Es ist unglaublich schwierig. Denn wir lieben unsere Mitmenschen auch dafür, dass sie verlässlich funktionieren. Wir geben es nur nicht gern zu.

Man liebt das Funktionieren an sich selbst und auch an den anderen. Aufs Funktionieren hin sind wir dressiert. Ab dem Zeitpunkt, in dem sich das ändert, stellen wir unseren eigenen Wert und auch jenen unserer Mitmenschen in Frage. Das Schlimme ist, wir dürfen nicht mehr „nur“ sein. Ich mache mir oft Gedanken darüber, warum wir mühsame Lebensphasen so schlecht aushalten.

Frau Strauss, darf man Sie auch fragen ...

1 ... ob Freundschaft auch Arbeit ist?

Natürlich auch. Freundschaften muss man pflegen und man muss sich um einander kümmern. Ich habe so großartige Freunde. Sie verstehen und begleiten mich. Und es bleibt so eine Vertrautheit zwischen uns, selbst wenn wir uns einmal längere Zeit nicht sehen können.

2 ... was Ihr Beruf nicht verzeiht?

Verbissenheit. Wann immer ich etwas verbissen wollte, hat es nicht geklappt. Alles, woran ich mit einer Leichtigkeit herangegangen bin, war leiwand und erfolgreich. Passion, Feuer, Empathie, Leichtigkeit und Liebe, das ist es, wonach sich unser Beruf sehnt. Wer zu enge Vorstellungen davon hat, wie etwas sein muss, wird enttäuscht werden, denn es wird nie genau so, wie man es gerne haben will.

Warum, was meinen Sie?

Wir leben in einer emotionalen Wegwerfgesellschaft. Wir schmeißen nicht nur das Radio weg, wenn es nicht mehr funktioniert. Wir beenden auch Beziehungen, wenn sie nicht gut laufen. Was anstrengend ist, wollen wir nicht. Wie oft habe ich den Satz gehört: „Warum tust du dir das an?“ – und ihn nicht begriffen. Ja, es ist anstrengend, aber das Leben ist nun einmal nicht immer lustig. Wir wachsen vor allem an den schwierigen Dingen. Es heißt ja auch auch Durchbruch und nicht Durchspazieren.

Dennoch sollte Helfen nicht Selbstaufgabe bedeuten.

Selbstverständlich nicht, man muss versuchen, die Balance zu finden. (hält inne) Ich glaube, ich war schon zu oft beim Sterben dabei. Jedes Mal war es furchtbar, einen lieben Menschen zu verlieren, und trotzdem waren es Momente großer Nähe. Der Tod hat etwas Magisches, Zeit und Raum verschwinden. (Pause) Was für ein arges Gespräch! Können wir über etwas Leichteres sprechen?

Über Humor und Lebensfreude zum Beispiel?

Beides ist so wichtig, und zwar immer. Überall toben Konflikte, zeitweise hat man das Gefühl, alles geht den Bach runter, und trotzdem ist es legitim, das Beste aus jedem Tag zu machen, fröhlich zu sein und zu lachen. Denn niemandem ist geholfen, wenn wir uns von der Bürde der Welt erdrücken lassen. Diese schwere Last kann man nur tragen, wenn ich ab und zu bei mir hineinschaue und dabei lache. Und manchmal auch weine. Ich bin ja überhaupt nah am Wasser gebaut. Mir hilft Weinen, weil ich dabei Druck abbaue. Mein Umfeld weiß genau, dass Lachen wie Weinen zu mir gehören. Wenn ich einmal keine Emotionen mehr zeige, wenn ich still werde, wird es ernst. Dann bin ich nicht mehr da. //